

## Über Mord mit Tierhaaren\*.

Von

**O. PROKOP.**

Wenn die Soldaten beider Weltkriege Haare in ihre Wunden brachten sofern sie die Absicht hatten, diese nicht zuheilen zu lassen, um dadurch ihre Abstellung zur Front zu verzögern, so ist das das Ergebnis einer alten Tradition im Volke, eine Überlieferung des Wissens, daß sich Haare gewebsfeindlich verhalten. Es ist nicht klar, was die eigentliche Ursache der Gewebsirritation ist, ob es sich um einen rein physikalischen Mechanismus handelt (STARGARD) oder um einen chemischen durch Abscheidung von Reizstoffen (vielleicht schwefelhaltige organische Verbindungen aus dem Cystin und Cystein der Haare). Fest steht, daß sich Haare fast völlig resistent gegen Körpersäfte verhalten und daß außer einem wäßrigen Auszug aus Kleidermotten kein Fermentsystem bekannt ist, das Haare *in vitro* auflöst.

Haare als Mordmittel sind sicher selten. Im Sanskrit heißt es aber schon: „Wer ein Tigerhaar schluckt, kann nach dem Tode nicht mehr weiterleben“ und wesentlich deutlicher ist ein anderes Sanskrit-Zitat: „Bei denen, die vom Mißgeschick betroffen sind, genügt auch schon ein Tigerhaar zum Verlust des Lebens.“ Diese mystischen Andeutungen darf man sicher nicht überbewerten, aber sie tauchen immer wieder in allen Variationen auf. Wer die Protokolle aus den Hexenprozessen liest, wird sehen, daß man auch zu dieser Zeit dem Haar große Bedeutung zugemessen hat. So heißt es, eine Hexe hätte jemandem ein Haar in dieses oder jenes Organ „hineingestoßen“.

So ist es selbstverständlich dann auch kein Wunder, wenn das Haar auch im Romanschrifttum einen breiten Raum einnimmt (Romane wie „Lucretia Borgia“ und „Die Caesarena“ waren forensisch von Bedeutung). Wenn hier steht, daß nur wenige Haare — selbstverständlich in bestimmter Präparation —, genügen, um einem Menschen, der sie aufnimmt, das Leben zu nehmen, so kann man verstehen, daß ein krimineller Leser das Mittel auch einmal auszuprobieren versucht, insbesondere wenn hier steht, daß der Arzt nicht in der Lage sei, bei dem auftretendem Leiden eine sichere Diagnose zu stellen.

Zwei Fälle in der Bonner Umgebung machten uns mit dem Haar-mord vertraut. In dem einen Fall verabfolgte eine Frau ihrem Mann auf einer Scheibe Brot feingeschnittene Roßhaare, über die sie Butter

---

\* Kurzes Referat des Vortrages gelegentlich der Tagung der Deutschen Gesellschaft für gerichtliche und soziale Medizin in Berlin (August 1951).

gestrichen hatte. Der Mann ist wiederholt damit „vergiftet“ worden, er starb und wurde schließlich auch exhumiert. Ferner wurde auch eine Frau exhumiert, deren Mann in einem Liebesverhältnis zu der vorgeannten Frau stand. Auch sie soll das Opfer eines Haarmordes geworden sein. Die durchgeführten Exhumierungen verliefen negativ. Organbrei wurde auf Platten ausgestrichen und nach Haaren durchmustert. Das Unternehmen war aber aus naheliegenden Gründen von vornherein aussichtslos, denn die Liegezeit der Leichen war schon zu groß. In einem 2. Fall schnitt eine Frau ihrem Mann einen Rasierpinsel in die Suppe. Der Mann wurde aber rechtzeitig gewarnt und aß die Suppe nicht.

Bekanntlich darf man dem Schlucken von Haaren keine allzu große Bedeutung zumessen, doch gibt es verschiedene Sorten von Haaren, denen große Bedeutung in forensischer Hinsicht zukommt. Hier sind von Wichtigkeit: Widerhäkchen, scharfe Schnittflächen und die Länge des Haares. Ein wesentliches Moment ist auch in dem Zustand der Darmschleimhaut zu sehen, auf die die Haare treffen! Diese 4 wichtigen Momente finden sich auch immer wieder in den Giftmischungen primitiver Völker berücksichtigt. So gilt im Orient als Gift eine Mischung von Eierschalen, Tigerhaaren und Bambushäkchen. Die Niasser mischen Hunde- Katzen- und Maushaare in Palmwein. In Indien nimmt man die Schnurrhaare von Tigern. Die Dajaks nehmen Raupenhaare, die besonders heimtückisch sein sollen. Ophthalmologen berichten, daß Haare scherzhafterweise gegen das Auge eines Menschen geworfener Raupen, leicht in den Bulbus eindringen und mit dem Saftstrom weitergetragen den ganzen Bulbus durchdringen können und schließlich autoptisch im Gehirn gefunden werden. Dermatologen fürchten die Raupenhaardermatitis. Offenbar steht hier eine chemische Irritation des Gewebes im Vordergrund. Auch in Sumatra gibt es ein Giftrezept, in dem Raupenhaare eine Rolle spielen („ramuan“). Hier werden Tigerhaare, Juckpulver (!) und Raupenhaare gemischt. In Südchina werden Reiskörner mit feinen Instrumenten durchbohrt und in die Bohrung Tigerhaare eingezogen, die dann beiderseits beschnitten werden.

Um unser Wissen auf dem Haargebiet zu vervollständigen, haben wir auf Roßhaare verschiedene Fermentgemische einwirken lassen und hier alle Variationen hinsichtlich Konzentration und Temperatur versucht. Die Haare verhielten sich völlig resistent. Bei Tierversuchen konnten wir bei einem Kaninchen nach wochenlanger Beifütterung von Haaren das Auftreten einer Appendicitis beobachten. Die Appendix war vollgestopft mit Haaren. Drei Haare durchwanderten die Schleimhaut. Man muß beim Menschen selbstverständlich neben der Möglichkeit der Appendicitis auch an eine Durchwanderungsperitonitis denken. Wir kamen nach unseren Versuchen zum Schluß, daß rechtlich der

Tatbestand des § 211 St.G.B. beim „Haarmord“ anzunehmen sein wird und auch der Begriff des „Beibringen von Stoffen, die geeignet sind, die Gesundheit eines Menschen zu zerstören“ gegeben ist (§ 229). In alten Kommentaren wird immer wieder von Glassplittern als ein Beispiel eines solchen „Stoffes“ gesprochen. Hier läßt sich zum Haar auch eine Brücke schlagen: Im rheinischen Industriegebiet verwendet man zum Töten von Haustieren Glashaare (Glaswolle), die dem Futter beige-mischt werden.

#### Literatur.

BARTELS, M.: Die Medizin der Naturvölker. Leipzig 1893. — BÖHTLINGK, O.: Indische Sprüche, 1. Teil, S. 1. Petersburg 1870. — HOVORKA-KRONFELD: Vergleichende Volksmedizin, Bd. II. Wien 1920. — KLEIWEG DE ZWAAN, J. P.: Die Heilkunde der Niasser. Haag 1913 bei MARTINUS NIJHOFF. — SCHIECK-BRÜCKNER: Kurzes Handbuch der Ophthalmologie, Bd. IV. Berlin: Springer 1931.

Dr. O. PROKOP, Bonn, Institut für gerichtliche Medizin der Universität.